

Gedächtnisfeier

für Prof. Fritz Schöll und für die im Kriege
gefallenen Mitglieder des Philologischen
Seminars an der Universität Heidelberg
am 2. November 1919.

Ansprache von Prof. Franz Boll.

Wilhelm Crönert
Stiftung
Göttingen

Heidelberg 1919.

*Prof. Dr. Kroh
Breslau XVI.
Hobrechtufer 12.*

Die Gedenkfeier wurde mit zwei Sätzen aus Quartetten Beethovens eingeleitet und beschlossen, die von Fräulein Mathy und den Herren Dr. Schweitzer, Professor Weinreich und Landgerichtsrat Geissmar gespielt wurden.

Die Aufnahme des Löwen von Chäronea am Schluss dieses Heftes stammt von † Fritz Blattner.

Als Manuskript gedruckt.

Verehrte Anwesende!

Am Totensonntag haben wir Sie zu einer stillen Gedächtnisfeier in die bescheidenen Räume unseres Philologischen Seminars gebeten. Wir wollen des Meisters gedenken, der hier so viele Jahre die Seinen unterwiesen hat, und der Schüler, die von hier ausgezogen sind in harten Kampf und frühen Tod. Die Toten zu beklagen geben diese Tage wenig Anlaß; desto mehr, den Zusammenhang mit der Vergangenheit aufrecht zu erhalten, der nächsten wie der ferneren. Dem soll auch diese Gedächtnisfeier geweiht sein.

Fritz Schöll hat mehr als vier Jahrzehnte an dieser Stätte gewirkt, länger als irgend einer aus der langen Reihe der Heidelberger klassischen Philologen, selbst als der Begründer des Seminars, Friedrich Creuzer, der von 1807 bis 1845 sein Direktor gewesen ist. Erst im vorigen Jahre, als schwere Krankheit ihn heimsuchte, verlangte er darnach, die Bürde des Amtes niederzulegen. Von liebevoller Hand sorglich gepflegt durfte er wieder genesen und hat noch ein gutes Jahr in ruhiger Arbeit und, soweit es die Zeiten zuließen, in Freude an Natur und Kunst gelebt, ehe ihn auf einer Ferienreise am 14. September in Rottweil ein ruhiger Tod mit sich nahm.

Schölls Wesen empfing die entscheidenden Antriebe von der Persönlichkeit eines erlauchten Vaters und von der eines großen Lehrers, der ihm die Wege wies. Sein Vater, Adolf Schöll, war der Leiter der Bibliothek und zugleich auch, drei Jahrzehnte hindurch, der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Weimar. Der Freund von Otfried Müller und David Friedrich Strauß und ungezählter Künstler und Gelehrter, er selber ein feiner Dichter, war von der klassischen Philologie ausgegangen, vor allem von Sophokles und Pindar: sein Bleibendstes gab er freilich in seinem reichen und schönen Goethebuch und in

der Ausgabe der Briefe an die Frau von Stein. Der dankbare Sohn hat dem Vater ein schönes biographisches Denkmal gesetzt, knapp und gehaltreich, wie er zu schreiben pflegte. Und ein für den Vater wesentliches wissenschaftliches Problem hat auch den Sohn durch sein Leben begleitet; die Frage eines sachlichen oder ideellen Zusammenhanges innerhalb der Tetralogien, d. h. der hintereinander am gleichen Spieltag aufgeführten Tragödien des Sophokles und des Euripides. Diesem Postulat, das einst der Vater aus künstlerischem Bedürfnis, freilich ohne dauernden Erfolg, in zweien seiner Werke vertreten hatte, galt noch der erste Beitrag des Sohnes für die 1910 gegründete Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Ein Stück Weimar ist den Kindern Adolfs Schölls als eine beglückende und verpflichtende gute Heimat, als Licht und Wärme ihres Daseins stets lebendig geblieben. So auch den zwei bedeutenden Philologen, die Adolf Schölls Söhne waren: Fritz und seinem etwas älteren Bruder Rudolf, dem zu früh geschiedenen Meister der griechischen Altertumswissenschaft und tiefen Kenner des griechischen und römischen Staates und Rechtes. In Fritz Schölls Hause aber sicherte das Band mit dem künstlerischen Weimar auch die erlesene Reihe von deutschen und italienischen Landschaftsbildern Friedrich Prellers, die ihm seine junge Frau, Prellers Stieftochter, 1879 in die Ehe gebracht hatte.

Der zwanzigjährige Weimarer Student ist 1870 als Kriegsfreiwilliger in jenen Kampf gezogen, dessen hoher Preis die Aufrichtung des deutschen Reiches war. Es ist heute üblich, ein Zerrbild von jener Generation zu entwerfen, die in den neuen machtvollen Staat hineinwuchs, als ob eine Nation ernstlich hätte gesunken sein können, die zu gleicher Zeit Bismarck und Moltke, Wagner und Nietzsche, Helmholtz und Mommsen, Bunsen und Rohde besitzen durfte. Wohl ist das deutsche Volk in den Jahrzehnten nach 1870 einer Überschätzung der materiellen Güter verfallen: nicht mehr als die übrigen Völker des Erdkreises auch, nur mit stärkerer Tatkraft und Arbeitsfreudigkeit. Die geistigen Elemente der deutschen Nation waren Weimar nicht untreu geworden: aber sie wußten auch, daß die zarte Pflanze des kulturellen Lebens ohne Stab und Stütze eines wehrhaften Staates, ohne die Sicherung des Rechtes durch die Macht, mit der Zeit verkümmern müsse,

vor allem im Reich der innerlich und äußerlich stets vor allem gefährdeten Mitte. Darum stand ihnen Bismarck Zeit ihres Lebens neben Goethe; sie bejahten beides, ohne das kein großes Volk sein Wesen auf dieser Erde behaupten kann.

Fritz Schölls wissenschaftliche Richtung ist gleich der einer ungewöhnlich großen Reihe von Fachgenossen bestimmt worden durch den Einfluß des vielleicht hervorragendsten Lehrers, den die klassische Philologie je besessen hat, des Mannes, der von einem anderen seiner Schüler, von Friedrich Nietzsche, noch spät als der einzige geniale Gelehrte bezeichnet wurde, den er je gesehen: Friedrich Ritschl. Schöll gehörte neben Georg Goetz und Gustav Löwe, auch Rohde und Nietzsche zu der letzten Generation seiner Schüler, die von Leipzig ausging. Er war dem Meister offenbar zeitig nahe verbunden, der ihn zur Mitarbeit an seiner Aufgabe von Aeschylus' Sieben gegen Theben und vor allem am Plautus heranzog: seine Erstlingsschrift über den Accent im Lateinischen ist aus Ritschls plautinischen Studien und Kämpfen erwachsen, und Ritschls Einfluß hat in ihm weitergewirkt, auch als er längst auf eigenen Füßen stand.

Zwei Jahre nach der Promotion, siebenundzwanzigjährig, also jünger als heute mancher Student sein kann, ist Schöll nach kurzer Tätigkeit als Privatdozent und an dem von Ritschl im Auftrag der russischen Regierung geschaffenen russisch-philologischen Seminar in Leipzig auf Grund einer Reihe verheißungsvoller Anfangsleistungen als ordentlicher Professor der klassischen Philologie an Ribbecks Stelle nach Heidelberg berufen worden: ein außergewöhnliches Glück, und also, wie jedes Glück, auch ein Schicksal. Die strengen Pflichten eines verantwortungsvollen Lehramts waren ihm in sehr jungen Jahren auferlegt; und mancherlei andere Aufgaben an der Universität kamen allmählich hinzu. Er ist dreimal Dekan der philosophischen Fakultät gewesen, deren Geschäfte er mit Würde und Nachdruck führte, gewissenhaft und pflichtgetreu, so wenig er auch Akten und Sitzungen liebte. Er hat die Mehrzahl der Ehrendiplome der Fakultäten in diesen Jahrzehnten der zwei Universitätsjubiläen in seinem gewichtigen und charaktervollen Latein gestaltet, und er empfand es dabei mit besonderer Freude, wenn die ihm innerlichst gemäße monumentale Kürze des Lateinischen oft eine bezeichnende Wen-

derung ermöglichte, die kein modernes Idiom in solcher knappen Eindringlichkeit hergegeben hätte. Er hat 1903 die Festschrift zur Zentenarfeier der Erneuerung der Universität durch Karl Friedrich herausgegeben und in seiner Vorrede manche Züge der Heidelberger Gelehrten-geschichte beleuchtet. Der Höhepunkt seines akademischen Lebens war das Prorektorat 1890/91, wo er beim Stiftungsfest seine Rede über den in der Literatur weit verbreiteten Mythos vom Wundervogel Phönix hielt und bei der Sechshundertjahrfeier der Universität Montpellier die älteste deutsche Universität mit einer lateinischen Adresse von persönlicher Prägung würdig vertrat.

Schölls wissenschaftliche Arbeit liegt ganz überwiegend auf dem Gebiet der lateinischen Philologie; was er zur Geschichte der griechischen Tragödie und Komödie geschrieben hat, sind Parerga neben seinen lateinischen Hauptarbeiten. Aufsätze, in denen er für ein weiteres gebildetes Publikum, etwa in der Zeitschrift „Im Neuen Reich“ oder in der Deutschen Rundschau, die historische Tragödie im alten Rom oder die Säkularfeier des Augustus behandelte, bleiben gleich der Rektoratsrede immer wesentlich der Art gelehrter Darstellung treu und verzichten bei aller ruhigen Klarheit nicht darauf, dem Leser das Mitdenken zuzumuten und ihm die Probleme selbst, nicht bloß die versuchte Lösung vorzuführen. Die übrigen kleinen Schriften können hier nicht einzeln genannt werden: es sind Vorarbeiten und Beigaben zu seinen drei Hauptleistungen, den kritischen Ausgaben des Plautus, Varro, Cicero, also des größten römischen Komikers, Gelehrten, Redners.

Er hat zuerst in den Bahnen seines Meisters und auf dessen Wunsch seine grundlegende Plautusausgabe mit Goetz und Löwe fortgesetzt, mit jener scharf einschneidenden Kritik, zu der sich Ritschl das Recht aus dem Mailänder Palimpsest geholt hatte. In Scharfsinn und manchmal zu weitgehender Kühnheit der Textgestaltung hatte er manches mit Ritschl gemeinsam; die Ehrlichkeit und Treue, mit der jedem Vorgänger sein Recht gelassen und der Text bis ins Letzte immer neu durchgearbeitet und überlegt war, und die sichere Sprachkenntnis, auf der die Herstellung beruhte, werden immer der Ruhm dieser großen Plautusausgabe bleiben. Neben

sie ist, von Schöll gemeinsam mit Goetz bearbeitet, die im letzten Jahrzehnt zum Teil erneuerte kleinere Ausgabe getreten, in ihrem grundsätzlichen Verzicht auf die Einführung nicht völlig gesicherter Besserungen in den Text das anerkannt klarste Bild der Plautusüberlieferung, das wir besitzen.

Wieder im treuen Verein mit Goetz unternahm er die schwierige Aufgabe einer neuen Bearbeitung und Erklärung eines der wichtigsten antiken Bücher zur lateinischen Sprachgeschichte, Varros Werk *de lingua latina*. Die Ausgabe, 1910 erschienen, ist als eine Musterleistung anerkannt; vor ihr haben auch alte Gegner Schölls den Degen gesenkt.

Das letzte, was er unternahm, war die Bearbeitung einer Reihe von Reden des Cicero: einige Bändchen sind erschienen, ein Stück der Fortsetzung liegt im Manuskript druckfertig vor. Es war rührend zu sehen, wie Schöll die alten Augen bei der Vergleichung der Handschriften und der Überwachung des Druckes fast überanstrengte. Auch hier bedeutet seine Arbeit eine entschiedene wissenschaftliche Förderung.

Es ist ein entsagungsvolles Arbeiten, um das es sich hier handelt, von jener Strenge, Langsamkeit, Ausschließlichkeit, die sich keiner Mühe entzieht, um zuletzt doch neben erfreulichen Funden und Erkenntnissen nicht selten Unscheinbarstes, oft auch nur Annäherndes geben zu können oder sich mit einem Non liquet begnügen zu müssen. Der öffentlichen Teilnahme, ja selbst dem Verständnis der Meisten ist diese philologische Arbeit heute viel weiter entrückt als die zur Geschichte der antiken Kultur im weitesten Umfang hinstrebende „Alttertumswissenschaft“: sie bescheidet sich, mit aller Mühe und Sorgfalt ein einzelnes Werk so gut wiederzugewinnen als wir es irgend vermögen. Der tiefere Wert und Sinn dieser Arbeit sagt sich vielleicht am besten mit den Worten jenes schon einmal genannten Ritschlschülers, der den Philologen — nicht eben der Philologie — härtere Bitterkeiten gesagt hat als irgendwer sonst, im letzten Grunde auch hier wie so oft ein Kämpfer gegen unaustilgbare Triebe in sich selbst. „Philologie nämlich“, so lauten Nietzsches Worte, „ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor allem eines heischt: beiseite geben, sich Zeit lassen, stille werden, langsam werden — als eine Goldschmiedekunst und Kennerschaft des Wortes, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzutun hat und nichts er-

reicht, wenn sie es nicht *lento* erreicht. Gerade damit ist sie aber heute nötiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten mitten in einem Zeitalter der 'Arbeit', will sagen der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, die mit allem gleich 'fertig werden' will, auch mit jedem alten und neuen Buch: — sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt gut lesen, das heißt langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Türen, mit zarten Fingern und Augen lesen“ Die Altertumswissenschaft ruht völlig auf der Philologie im Sinne dieser Worte, ihrer unentbehrlichen Grundlage, ohne die sie nie bestehen könnte. Es ist die Arbeit des Goldschmiedes von Ephesus bei Goethe, der seinen Knaben auf den Markt den Lauf läßt — er selber „feilt immerfort an Hirschen und Tieren, die seiner Gottheit Kniee zieren; und hofft, es könnte das Glück ihm walten, ihr Angesicht würdig zu gestalten“. Es ist zuletzt doch die unbedingte Hingebung an fremdes, scheinbar totes Leben, das diese Arbeit und ihre getreuen Diener, echte Diener am Worte, adelt. „Wills aber einer anders halten“, heißt es bei Goethe weiter, „so mag er nach Belieben schalten: nur soll er nicht das Handwerk schänden, sonst wird er schlecht und schmählich enden“.

Es ist schlimm, wenn ein Volk sich in den alten Symbolen seines Wesens nicht mehr wiederzuerkennen vermag. Das eine Sinnbild deutscher Art, den Ritter trotz Tod und Teufel sind wir einstweilen losgeworden: es wäre doppelt schlimm, wenn wir auch das andere noch zerstörten, den Hieronymus im Gehäus. Luther und Erasmus — den Erasmus meine ich, den Holbein gemalt hat, den Blick unverwandt und gesammelt auf das Blatt gesenkt, an dem die feine Hand schreibt —, Bismarck und Goethe zugleich verlieren ist mehr als ein Volk ertragen kann; und es ist zu fürchten, eines erhält und verliert sich nicht so leicht ohne das andere.

Die kritische Besinnung, Genauigkeit, Treue im Kleinsten wie im Größeren war es vor allem, was Schöll in Colleg und Seminar seine Schüler zu lehren suchte. Er war im Seminar ein strenger, in seinen jüngeren Jahren ohne Zweifel nicht selten ein allzu scharfer Kritiker. Er drang nicht nur unerbittlich auf gründliche Vorbereitung, auf scharfes Erfassen des Textes und genaue Erläuterung, er mochte auch nicht leicht in Neben-

dingen sich läßlicher zeigen, und mit dem Lob ging er sehr sparsam um. Seine herbe Art hat manchen wohl abgeschreckt; aber nicht selten faßte sich, wie ich es selbst beobachtet habe, gerade ein besonders scharf Angepackter ein Herz zu ihm und sprach ihm seine Nöte und Sorgen aus, um dann sogleich aufs ernstlichste angehört und gefördert zu werden. Manche tüchtige Arbeit ist auch im letzten Jahrzehnt noch unter seinem Einfluß entstanden. Die Feier seines 60. Geburtstages, bei der ihm die Studenten ein Stück seines geliebten Plautus aufführten, war von wahrer Hochschätzung und Verehrung des aufrichtigen und im Innersten bei aller charaktervollen Strenge wohlwollenden und gütigen Mannes getragen.

Wer Schöll als College und Freund näher kennen lernen durfte, war dem Geschick dankbar, das ihn an seine Seite geführt hatte. In der Fakultät, deren Senior und Traditionsträger er allmählich geworden war, wog uns allen die vollkommene Sachlichkeit und ruhige Überlegtheit seines Urteils schwer. Es war ein unbedingter Verlaß auf ihn und in allem Menschlichen eine oft rührende Güte, Feinfühligkeit, Noblesse der Gesinnung.

An seiner Seite wirkten Collegen von der souveränen Art Erwin Rohdes und von der strahlenden Jugendkraft Albrecht Dieterichs: neidlos stand er ihnen zur Seite, froh und stolz, daß er vor allem sie der Universität gewonnen hatte. Er hat ihnen und den Ihren die Treue bis über den Tod hinaus gehalten. Wie er Dieterichs Wesen verstand, davon sprach seine ergreifende Rede an seiner Bahre, die vielen dauernd im Gedächtnis geblieben ist. Erwin Rohdes Andenken aber hat er die wichtigsten Dienste getan; er hat nicht nur die Neuauflage der *Psyche* und des *Romans* überwacht, er hat in der Sammlung von Rohdes kleinen Schriften ein Meisterstück geliefert: einen Doppelband von mäßigem Umfang, mit sicherem Urteil ausgewählt, der ein volles und überschaubares Bild von Rohdes reicher und mächtiger wissenschaftlicher Persönlichkeit vermittelt. Im Verein mit Frau Förster-Nietzsche hat er den tragisch abreißenden Briefwechsel der beiden Jugendfreunde herausgegeben und das Buch in seiner knappen Art durch eine Vorrede, die sich gegen verbreitete Entstellungen wendet, und durch treffliche Anmerkungen bereichert. Endlich hat er für die Allgemeine Deutsche Biographie den Artikel über Erwin

Rohde geschrieben. Ich kann diese kurze Skizze in ihrer Art nicht weniger schätzen als das schöne Buch von Otto Crusius, das denn freilich ein ungleich reicheres kostbares Material verarbeitet: in Schölls sachlich schlichter Darstellung tritt die achilleische Natur Rohdes wohl in manchem Zug noch schärfer hervor, als in dem durch Crusius' helleres Temperament gesehenen Lebensbilde.

Wenn der alte liebe Freund in den letzten Jahren seiner Tätigkeit manchmal ermüdet von der Vorlesung in unserem Sprechzimmer auf einem Stuhl saß, in sich gekehrt vor sich hinblickend, dann ist mir wohl das Bild des alten Gottfried Keller in die Erinnerung getreten, wie es Karl Stauffer einmal radiert hat: ein wenig müde, ernsthaft, ein wenig bärbeißig wie immer schaut der alte Meister still zu Boden, über ihm ein ferner Schatten des Unentrinnbaren. Es war in der Tat nicht nur in der kleinen Gestalt, sondern auch in den Gesichtszügen eine gewisse Ähnlichkeit vorhanden. Schöll lächelte wohl ein wenig resigniert, wenn man ihm das sagte: er wußte ja wohl, daß nicht eben ein *ecce poeta* gemeint war, wenn er auch Grüße und Wünsche für die Seinen und die Freunde in flinke Verse zu fassen liebte und seine Studenten im Colleg mit streng stilisierten Übertragungen besonders aus Horaz und Catull erbaute. Aber eines hatte er mit dem Unvergleichbaren in der Tat gemein, das an seinen Zügen geformt hatte, wie an denen des Größeren, und das war nichts kleines: die strenge Treue an seiner Arbeit und die unbedingte Lauterkeit und Aufrichtigkeit des Wesens. So werden wir, Freunde, Schüler, Arbeitsgenossen ihn stets in dankbarem Gedächtnis behalten.

Wir wenden uns von dem Lehrer und Meister, von dem wackeren Mitkämpfer von 1870 zu den Schülern, die gefallen sind im Kampf um Recht und Leben unseres Reiches, wie es 1870/71 für Jahrhunderte fest gegründet schien. Schöll hat sie mit seinen treuen Wünschen und väterlicher Fürsorge im Felde begleitet und die Trauer um sie schwer empfunden: es ist in seinem Sinne, daß wir heute auch ihrer gedenken.

Das Seminar besitzt seit 1904, seit der Neugestaltung seines Statuts, ein Buch, in das sich die ordentlichen Mitglieder — es sind nach den Satzungen nicht mehr als jeweils zwölf —

unter kurzer Schilderung ihres Lebens- und Bildungsganges einzutragen haben. Dieses Buch umfaßt aus den Jahren 1904—14 neben sechs Frauen einhundertneun männliche Namen. Drei von den einhundertneun sind vor dem Kriege gestorben. Von den übrigen einhundertsechs sind, soweit uns bisher bekannt, einundzwanzig im Kriege geblieben, zwei noch aus der Zeit von Dieterichs und Schölls Seminarleitung, neunzehn aus der jüngsten Generation des Seminars vor dem Kriege, aus den Jahren 1908—14.

Ich nenne ihre Namen in der Reihe, in der sie sich ins Seminarbuch eingetragen haben.

Ernst Bolz aus Radolfzell, Professor am Gymnasium in Wertheim, gefallen als Leutnant und Kompagnieführer beim Sturm auf Vermelles am 15. Oktober 1914.

Dr. Ernst Schmidt aus Heidelberg, Assistent am Kaiserlich Deutschen Archäologischen Institut in Rom, gefallen als Vizefeldwebel bei Brudersdorf am 20. August 1914.

Walter Riggler aus Konstanz, Lehramtspraktikant am Gymnasium ebendort, als Leutnant gefallen in Frankreich am 2. Oktober 1914.

Karl Stoffel aus St. Ingbert, Lehramtspraktikant, gefallen bei La Chapelle am 25. August 1914.

Hermann Heilig aus Wehr bei Säckingen, Oberlehrer in Köslin, gefallen als Vizewachtmeister in Frankreich am 15. Juli 1918.

Fritz Blattner aus Konstanz, Assistent am Archäologischen Institut der Universität Heidelberg, gefallen als Leutnant und Kompagnieführer bei St. Quentin am 27. Oktober 1916.

Ernst Reuß aus Pforzheim, Lehramtspraktikant am Gymnasium ebendort, als Sanitätsunteroffizier gefallen in Frankreich am 8. Juni 1917.

Dr. Erich Küster aus Großwanzleben bei Magdeburg, Assistent an den Städtischen Sammlungen in Aachen, als Leutnant und Kompagnieführer gefallen in Galizien bei Sarnki-Gorne am 17. September 1916.

Hans Conrad aus Konstanz, Gymnasiallehrer in Thüringen, als Leutnant gefallen bei Baccarat am 3. September 1914.

Edmund Gerner aus Arlen bei Konstanz, Lehramtspraktikant, gefallen bei Grafenstaffeln in Belgien am 21. Oktober 1914.

- Dr. Bernhard Borsum aus Hünfeld, 1910/11 Senior des Seminars, zuletzt Probekandidat am Gymnasium in Kassel, als Grenadier am 16. Oktober 1914 bei Vermelles schwer verwundet, nach vierjährigem Siechtum gestorben am 16. Dezember 1918.
- Dr. Alois Schlachter aus Hundheim bei Tauberbischofsheim, Lehramtspraktikant am Gymnasium Pforzheim, als Grenadier gefallen bei Liévin (Lens) am 25. Januar 1915.
- Hermann Brommer aus Bühl, Lehramtspraktikant, gefallen bei Bonconville am 26. September 1914.
- Karl Hund aus Bruchsal, Lehramtspraktikant am Gymnasium dort, als Leutnant gefallen an der Lorettohöhe am 3. Mai 1915.
- Heinrich Weiß aus Schwetzingen, Lehramtspraktikant, gestorben als Leutnant im Vereinslazarett Neckargemünd am 1. September 1917.
- Dr. Otto Gersbach aus Bittelbronn bei Engen, 1911/12 Senior des Seminars, Lehramtspraktikant und Assistent am Archäologischen Institut der Universität Heidelberg, gefallen als Leutnant und Kompagnieführer bei Cambrai am 30. November 1917.
- Friedrich Baumann aus Heidelberg, stud. phil., als Leutnant gefallen an der Lorettohöhe am 8. Mai 1915.
- Franz Gagel aus Nußloch bei Heidelberg, stud. phil., als Unteroffizier gefallen bei Montdidier am 6. Juni 1918.
- Dr. Adam Streib aus Reichartshausen bei Sinsheim, 1913 Senior des Seminars, als Leutnant gefallen bei Ripont am 30. Dezember 1915.
- Theodor Thomas aus Frankfurt am Main, 1914 Senior des Seminars, als Jäger gefallen in den Karpathen im Mai 1915.
- Rudolf Fischer aus Freiburg i. B., stud. phil., als Kriegsfreiwilliger gefallen bei Vermelles am 1. Dezember 1914.

Vielen von Ihnen, verehrte Anwesende, können es nur Namen gewesen sein, was ich Ihnen vorlas, nur einzelne stumme Schatten in dem langen Zug des Todes, der durch unser Land und die Welt gezogen ist. Uns waren sie seit Jahren Freude und Hoffnung. Kaum einer darunter, der nicht mit einer größeren Arbeit rang oder ihrer Vollendung nahe

war; keiner, der nicht die Pflicht, sein Vaterland vor dem Ansturm einer von Haß und Lüge aufgepeitschten Welt zu verteidigen, mit dem gleichen ernstesten und festen Entschluß auf sich nahm und erfüllte, wie einst die Aufgaben seines Studiums, das er draußen nicht vergaß. Es ist ja nicht wahr, was heute die kurzlebige Litteratenlegende glauben machen will, daß diese Jugend, wie sie in den Krieg hinausging, seelisch entwertet, von Idealen verlassen gewesen sei: in Wahrheit ist in ihr ein starker Zug nach aufwärts, ein feines Gefühl für den Wert ihres jungen Lebens, ein schöner Drang nach dem Ausgleich von körperlicher und geistiger Bildung gewesen, mehr als in mancher älteren Generation.

Sie alle ziehen heute wieder grüßend an uns vorbei — von den Jüngsten, die noch in diesen Räumen in ernster Arbeit ihre Ausbildung als Philologen und Menschen suchten, bis zu denen, die uns in den Jahren nach ihrer Universitätszeit immer näher gekommen waren. Aus der letzten Generation der feine Rudolf Fischer, das Urbild eines jener reinen deutschen Jungen, denen die Zivilisation afrikanische Halbbestien entgegenwarf; der trefflich sich entwickelnde Friedrich Baumann, einer der standhaften Kämpfer an der Lorettohöhe; der brave Franz Gagel, der an Ost- und Westfront vier Jahre lang unverdrossen seine Pflicht erfüllte; der zwanzigjährige Theodor Thomas, der schon frühe eine ganz ungewöhnliche philologische Begabung mit einer fast mönchischen, mit einer gut hellenischen Bedürfnislosigkeit und Härte gegen sich selbst verband, der in diesen Seminarräumen, wo er im fünften Semester eine hervorragende Untersuchung über Poseidonios und Cicero im Somnium Scipionis vollendete, selbstvergessen die Mittage zubrachte um der Wissenschaft willen, die ihm eines und alles war; unser Dr. Adam Streib, der nicht lange vor dem Kriege sich Schölls wahrlich nicht leicht zu erringende volle Anerkennung mit der Lösung einer Preisaufgabe über die römische Praetexta gewann und mir in seiner aufrechten charakterfesten Art eine besonders freudige Hoffnung für das badische Gymnasium bedeutete, gleich seinem nächsten Freunde Dr. Gersbach, der eine archäologische Preisaufgabe über die griechischen Bezeichnungen der Grabstätten ebenso tüchtig bearbeitet hatte. Aus etwas früherer Zeit Dr. Alois Schlachter, ein von Grund aus gediegener und tüchtiger Mensch, der Ver-

fasser eines durch die Ungunst der Zeit noch nicht erschienen trefflichen Buches über den Globus in Wissenschaft und Kunst der Alten; Walter Riggler, eine stille und tiefe Natur vom Bodensee, sein redlicher Freund Hans Conrad, der gewissenhafte Karl Hund, die alle drei dem Abschluß ihrer Dissertationen über Lukian, Hesiod, die antiken Sammlungen von Völkersitten zustrebten, als der Krieg ausbrach, und schon sich im Schuldienst zu bewähren begannen; Edmund Gerner, der über eine Schrift des Plutarch arbeitete; der Pforzheimer Ernst Reuß, der eine Untersuchung über die Weltalter in griechischer und römischer Anschauung weit gefördert hatte und nun als Sanitätsunteroffizier bei tapferer Hilfeleistung für andere sein Leben hingegeben hat; und aus dem gleichen Jahrgang, jeder in seiner Art in treuer Arbeit zu seinem Ziele gelangt, der Schwetzingener Heinrich Weiß, der Südbadener Hermann Brommer, der Pfälzer Karl Stoffel; und wieder dann der gute Preuße Dr. Bernhard Borsum, der nie glücklicher war als in jenem Semester, wo er als Senior über den geliebten Büchern seines philologischen Seminars schaltete, neue griechische Texte aus Handschriften erarbeitend, und der bis zum Ende seines vierjährigen vergeblichen Kampfes um sein junges Leben das gute kindliche Lächeln auf den Lippen behielt. Aus der drittletzten Generation Hermann Heilig, der ebenso bescheidene wie tüchtige Philologe und Lehrer; Dr. Erich Küster, der eben mit seiner Untersuchung über die Schlange in der antiken Kunst und Religion sich in die Wissenschaft glücklich eingeführt hatte; Fritz Blattner, der Konstanzer mit den scharfen blauen Seemannsaugen, mit dem ich einst in glücklicheren Tagen unserer gemeinsamen griechischen Reise auf der Stätte des letzten griechischen Entscheidungskampfes gestanden, nicht ahnend, wie bald unser Vaterland den gleichen Schicksalstag erleben werde. Und endlich Dieterichs zwei letzte Heidelberger Schüler, die dann auch meine jungen Freunde wurden: Ernst Bolz, der auf das trefflichste als Lehrer am Gymnasium wirkte und daneben, allen Schwierigkeiten seines fernen Amtssitzes zum Trotz, eine ausgedehnte Untersuchung zu Hesiod mit Energie und immer weiterem Umblick nahe an den Abschluß brachte; und unser Heidelberger Dr. Ernst Schmidt, das erste edle Opfer, das der Krieg unter den einstigen Seminarmitgliedern forderte, der Bearbeiter der an-

14

tiken Kultübertragungslegenden, der sich in Athen und Rom zur akademischen Laufbahn rüstende gediegene Philologe und Archäologe, der trotz seiner Jugend weit genug in der Welt des Mittelmeers herumgekommen war, um besser als viele Deutsche zu wissen, was eine Kriegserklärung Englands bedeute, und der darum von den Seinen mit dem Worte Abschied nahm, lieber wolle er fallen, als sein Deutschland unterjocht sehen.

Noch manche andere standen uns nahe, die sich erst anschickten, um Aufnahme in das Seminar nachzusuchen, oder diesen Teil ihrer Ausbildung sich anderwärts erworben hatten: der junge Student Fritz Riemensperger (gefallen als Unteroffizier am 5. Mai 1917); die Lehramtspraktikanten Dr. Joseph Schwendemann (als Kompagnieführer gefallen am 28. Juni 1916) und Eduard Christmann (gefallen als Unteroffizier am 23. August 1914), deren Interesse vor allem der Geschichte des Altertums galt; Paul Imbach, Heinrich Jakoby, Wilhelm Bröter, die hoffnungsvollen jungen Lehrer am Heidelberger Gymnasium (gefallen als Offiziere am 1. Oktober 1914, am 7. Februar und am 23. Mai 1915). In Rußland ist der Student der Philologie Karl Funk als Unteroffizier im August 1915 gefallen; die anderen alle deckt die Erde Frankreichs.

Zerstoben ist das freundliche Gedränge...

Es ist die bitterste Empfindung für uns, daß nicht das Hochgefühl des Siegers und Retters der Heimat aus den Inschriften ihrer Gräber sprechen darf, nur die verhaltene Klage derer, die bei Chäroneia vergeblich gestritten:

Zeit, allschauender Gott, vor dem der Sterblichen Unrast

Wandelt vorbei, der Welt künde du unser Geschick:

Wie wir zu schirmen bemüht den heiligen Boden der Heimat

Starben auf fremdem Gefild, dem wir Unsterblichkeit liehn.

Sie werden nur dann nicht umsonst gestorben sein, die Schönen und Guten, wenn unser Volk sich aus der tiefen Zerrüttung seines nationalen Gefühls, aus der gemeinen Geld- und Genußgier, aus dem kindischen Aberglauben an die tönenden Worte des Trugs zurückfindet zu dem, was einst sein bestes

Teil war, zu der reinen Gesinnung jener Jugend, die ihre Treue bis in den Tod bewährt hat.

Wir danken den Gefallenen, wie wir denen danken, die nach tapferer Teilnahme am Kampfe heimgekehrt sind oder noch immer in der Gefangenschaft trauern. Unseres Volkes aber gedenken wir mit dem Wort des Chores im Agamemnon:

Αἴλιον αἴλιον εἰπέ, τὸ δ'εὖ νικάτω.

Wehe Wehe rufe, doch siegen möge das Gute.

